Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Necker, Moritz: Marie von Ebner-Eschenbach.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

die russischen Häfen einlaufen muß und die Transportkosten dadurch verteuert werden.

Der Schwerpunkt des russischen Exporthandels liegt demnach nicht in dem Verkehr mit Europa. Dagegen erschließt sich ihm ein weites, gewinnbringendes Gebiet der Thätigkeit in der Mittlerrolle, welche er nach vollendetem Ausbau der großen Bahnlinien zwischen den im Osten und Westen angrenzenden Weltteilen zu übernehmen bestimmt ist. Aus einem weiten, abgeschlossenen Hinterraume wird Rußland zum wichtigen Durchgangsland des internationalen Handels werden, aus einem Stapelplatz zum direkten Vermittler zwischen den dichtestbevölkerten Ländergebieten: zwischen den 200 Millionen des übrigen Europas und den 300 bis 400 Millionen des „Himmlischen Reiches." Auf diese Weise stellt sich hier die festländische Hälfte jenes Verbindungsgürtels um die Erde her, dessen Seehälfte Amerika immer mehr in seine Hände bekommt, seitdem der Osten und Westen der Union durch Bahnlinien verbunden sind. Die Zeit ist noch fern, wo die Vorteile dieser Lage sich in den Rechnungsabschlüssen des Staatshaushalts wiederfinden werden, allein eine umsichtige Handelspolitik hat auch die allerfernsten Ziele im Auge, sobald sie vorteilhaft und erreichbar sind.

Marie von Ebner-Eschenbach.

Die Machtstellung, welche sich die schriftstellernden Frauen in unsrer Literatur erobert haben, ist jetzt von allen Seiten durch Lob und Tadel, durch Polemik und Huldigung von Kritik und Publikum als anerkannt zu betrachten, und wenn es noch altväterische Männer giebt, die von vornherein sich geringschätzig zur literarischen Frauenarbeit stellen, so sind sie, um einen beliebten Ausdruck zu gebrauchen, durch die Macht der Thatsachen widerlegt. In einer Betrachtung unsrer Literatur von einem noch so hohen und entfernten historischen Standpunkte werden die schreibenden Frauen schlechtweg nicht mehr zu umgehen sein. Mit dem ihrem Geschlechte eignen praktischen Sinne haben sie sich fast ausschließlich jener literarischen Gattung zugewendet, die heutzutage die herrschende, die erfolgreichste und auch die einträglichste, einzig ihren Mann (oder ihr Weib) nährende ist: dem Roman, der Novelle; die ganze Familienjournalliteratur und die halbe Leihbibliothek beherrschen sie; ja der vornehmsten Monatsschrift Deutschlands sind, wie uns verbürgt mitgeteilt wurde, Werke aus Frauenhand von größerm materiellen Vorteil gewesen als die tiefsinnigsten Novellen eines Gottfried Keller;

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von der abonnentensammelnden Macht einer Marlitt garnicht zu sprechen. Freilich zu einer epochemachenden Leistung hat es, soweit unsre Kenntnis der Frauenliteratur reicht, und die ist nicht eben gering, keine der vielen mehr oder weniger begabten Damen gebracht, und jener misogynische literarische Skeptizismus dürfte vielleicht doch Recht behalten, der die Macht der Frauen in unsrer Literatur nicht auf das originale Genie, sondern auf allgemeine Bildungs- und Kulturzustände zurückführt. Diese Literatur, welche mehr in die Breite als in die Tiefe geht, sich mehr an die Massen der Gebildeten und ihr Unterhaltungs- oder Bildungsbedürfnis, als an den Einzelnen und seinen edeln Enthusiasmus richtet, komme — so sagen jene Skeptiker — dem weiblichen Genius entgegen, dessen Eigenart nicht im originalen Schaffen, sondern im Verarbeiten des Empfangnen bestehe; reproduziren sei leichter als produziren. Zugegeben. Aber warum den Frauen gegenüber strenger sein als den Männern? warum dort die höchsten Maßstäbe ansetzen, die doch wahrhaftig hier nur allzugern in die Rumpelkammer gestellt werden? warum nicht die gleiche Billigkeit für beide Geschlechter? Und begnügt man sich nicht, einen Mann schon dann anzuerkennen, wenn er als eine volle, runde, in sich selbst beruhende Individualität erscheint, gleichviel ob sie mehr oder weniger liebenswürdig ist, ob sie um einen Zoll oder um Turmeshöhe über die Menge hinausragt? Ja ist nicht schon eine rechte, auf eignen Füßen stehende Individualität selbst, im Leben wie in der Literatur, ein interessirender Anblick? Und der kritische Beobachter der zeitgenössischen Literatur wird überhaupt, wenn er sonst gerecht sein will, und wieder durch „die Macht der Thatsachen" gezwungen, auf diesen Standpunkt der Betrachtung geleitet; wir haben eine Fülle einzeln interessanter Individualitäten, jede interessant in den Grenzen ihrer Begabung, und doch besitzen wir im ganzen keine Blüte der Literatur.

Solcher merkwürdigen Persönlichkeiten giebt es in der gegenwärtigen Frauenliteratur mehrere, jedenfalls mehr als in irgendeiner frühern Periode, und allen Respekt vor den berühmten Frauen der klassischen Zeit, die selbst die philologischsten Germanisten und Literarhistoriker jetzt schon der Besprechung auf dem akademischen Katheder für würdig halten: die lebenden Frauen stehen jenen weder an Bildung des Geistes, noch an Güte des Herzens, noch an poetischer Begabung nach. Da wäre zunächst die tief dichterische, im Verse mehr noch als in der Prosa der Novelle anmutige, schalkhafte und ernste, nie die Weiblichkeit verleugnende Marie von Olfers zu nennen, deren sehr bemerkenswerte Dichtung „Simplizitas" die Grenzboten vor zwei Jahren ausführlich gewürdigt haben; daß von dieser „Simplizitas" nicht öfter die Rede ist, muß auf die allgemeine Scheu des lesenden Publikums vor allen und zumal vor lyrischen Versen zurückgeführt werden. Ein kräftiges Profil weist ferner die berühmte Verfasserin der „Memoiren einer Idealistin" auf, Malwida von Meysenbug, die Freundin Alexander Herzens, Gottfried Kinkels, Mazzinis und Richard

Wagners, die begeisterte Verehrerin Schopenhauers, von dessen Metaphysik und weltentsagender Ethik sie sich ganz und gar vollgetränkt hat, um sie, mehr geistreich als dichterisch, in Novellen und Romanen weiterzuverbreiten. Die tragische Margarethe von Bülow, wohl die stärkste gestaltende Kraft in diesem Kreise, gesellt sich mit ihrem trotzigen, leidenschafterfüllten Wesen von selbst hinzu, Lola Kürschner, als „Ossip Schubin" die Nachahmung Turgenjews offen eingestehend, steht der demokratischen Baronin nicht so fern, da auch sie dem österreichischen Adel nur eine sarkastische Schilderung abgewinnen kann; ihre Landsmännin, die Wienerin Emil Marriot (Mataja), mit der absonderlichen Vorliebe für katholische Klerikergestalten und dem pessimistischen Gemüte, steht ihr nicht viel nach; Helene Boelau, Klara Biller, welche in dem bekannten Kulturhistoriker Franz von Löher ihren Ritter gefunden, Sophie Junghanns bieten noch immer individuelle und anmutende Physiognomien und heben sich merklich von ihren Kolleginnen in der „Gartenlaube" u. s. w. ab.

Indes ist die Stellung aller der hier genannten Spitzen der Frauenliteratur im literarischen Urteil der Leser und Kritiker noch immer nicht unbestritten, einzelne von ihnen werden sogar lebhaft angefeindet, wir lassen es dahingestellt, ob mit Recht oder Unrecht. Einer Dichterin aber, die wir bisher noch nicht genannt haben und deren Betrachtung diese Seiten gewidmet sind, der Freifrau Marie von Ebner-Eschenbach, wird fast ausnahmslos von allen Seiten gehuldigt. Es hat lange gedauert, bis ihr die öffentliche Aufmerksamkeit zugewendet wurde. Mit dramatischen Versuchen im Beginne der siebziger Jahre hatte sie wenig Glück, trotz der Patenschaft Heinrich Laubes, der ihr „Waldfräulein" im Wiener Stadttheater zur Aufführung brachte, und ebenso wenig hatte sie gleich Glück mit ihren ersten Erzählungen, trotz des günstigen Vorurteils, welches der Cottasche Verlag, in dem sie erschienen sind, für sie erweckt, trotz einer für sie werbenden geistreichelnden Plauderei von Hieronymus Lorm in einer verbreiteten Wochenschrift. Erst von dem Erscheinen ihrer glänzenden „Aphorismen" an (1880) datirt ihr weiterer Ruf, der vor einiger Zeit in einer huldigenden biographischen Skizze aus der Feder Paul Heyses als Begleitung des Abdrucks ihrer Humoreske „Die Freiherren von Gemperlein" in der Neuen Folge seines „Deutschen Novellenschatzes" seine literarische Weihe erhalten hat, sodaß jetzt das Lob ihrer Schriften sogar nach Frankreich getragen wird.*) Wenn wir es daher versuchen, ein gewiß nicht erschöpfendes, wohl aber gewissenhaft gezeichnetes Bild dieser merkwürdigen Frau zu geben, so dürfen wir erwarten, unsern Lesern nichts Unwillkommenes zu bieten.

Das eigentümlichste und wahrscheinlich bleibendste unter den Büchern der

*) Vergl. Auguste Diettrich, Écrivains modernes de l'Autriche: Mme d'Ebner-Eschenbach, extrait de la Revue britannique, numéro de mai 1886, Paris. Herr Diettrich kündet eine französische Übersetzung der „Bozena" an; seine Abhandlung ist zwar kritiklos, doch sollen seine deutschfreundlichen Bemühungen anerkannt werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Freifrau von Ebner-Eschenbach ist das dünne, in zierlicher Ausstattung auf Büttenpapier gedruckte Büchlein „Aphorismen." Von den drei- oder vierhundert Sätzen, welche sie enthalten, sind keineswegs alle gleichwertig oder gleich originell; aber die überwiegende Mehrzahl zeichnet sich durch eine schlagende Wahrheit des Inhalts und eine Prägnanz der Form aus, die nach Art der Sprichwörter sich unwillkürlich dem Gedächtnis einprägt; so z. B. „Vieles erfahren haben, heißt noch nicht Erfahrung"; „Bewunderung der Tugend ist Talent zur Tugend"; „In der Jugend lernt, im Alter versteht man"; „Raison annehmen kann niemand, der nicht schon welche hat." Von allen diesen Sätzen dürfte keiner so sehr das Wesen der Dichterin beleuchten als einer, den man ausnahmsweise nicht als ganz wahr wird unterschreiben können, nämlich der: „Dilettanten haben nicht einmal in einer sekundären Kunst etwas Bleibendes geleistet, sich aber verdient gemacht um die höchste aller Wissenschaften, die Philosophie. Den Beweis dafür liefern: Montaigne, La Rochefoucauld, Vauvenargues." Mancher ehrliche Historiker der Philosophie dürfte über diese Entdeckung der Verdienste der genannten drei Franzosen um die Philosophie als Wissenschaft bedenklich den Kopf schütteln, so ausgemacht auch der hohe sittliche Wert ihrer Aphorismen ist, und so sehr auch der Mut der Freifrau, die Philosophie in unsrer ganz dem Empirismus ergebenen Zeit als die höchste der Wissenschaften anzuerkennen, unsre Sympathie erweckt. Indes mag die objektive Wahrheit des Satzes sein, welche sie wolle, subjektiv, als Bekenntnis seiner Verfasserin, ist er umso interessanter. Es ist die sich bekundende Wahlverwandtschaft zu der Geistesrichtung jener drei philosophischen Weltleute, die uns daran interessirt. Und in der That: in dem im besten Sinne weltmännischen Wesen der Freifrau finden wir den Grund der Sympathie, die sie sich bei allen Parteien erworben hat, finden wir das Merkmal ihres Geistes, das sie von den andern literarischen Frauen unterscheidet. Auch Frau von Meysenbug stammt aus hocharistokratischer Familie, wie Frau von Ebner-Eschenbach; allein bei manchen gemeinsamen Zügen in der Gesinnung, welch ein Gegensatz zwischen den beiden Persönlichkeiten! Die Meysenbug ist eine leidenschaftliche Doktrinärin, sie hängt am System, das sie in ihrem Leben, nach mancher Häutung, oft gewechselt hat; die Ebner-Eschenbach hat nicht zufällig, sondern dem innersten Wesen ihres Geistes folgend, zerstreute Aphorismen, aber keine Abhandlungen in Romanform geschrieben und die großen Dilettanten der Philosophie, die Weltmänner unter den Denkern, gepriesen; sie haßt all Systematik: „Die glücklichen Pessimisten! Welche Freude empfinden sie, so oft sie bewiesen haben, daß es keine Freude giebt," spottet sie. Und doch sagt sie auch ein andermal recht pessimistisch: „Ein verdienter Sieg kommt fast immer zu spät," oder „An das Gute glauben nur die wenigen, die es üben." Aber es ist dies kein systematischer Pessimismus. Die Meysenbug ferner hat einen wahren Hang für religiöse Betrachtung und Stimmung, eine Neigung zur

Mystik, wo immer sie ihr, sei es im Buddhismus, sei es im Katholizismus, begegnet; die Ebner-Eschenbach ist durchaus keine Rationalistin, sie sagt: „Die verstehen sehr wenig, die nur das verstehen, was sich erklären läßt"; aber sie sagt auch: „Wohlerzogene Menschen sprechen in Gesellschaft weder vom Wetter noch von Religion"; oder „Jeder Weltmann verkehrt lieber mit einem wohlerzogenen Bösewicht als mit einem schlechterzogenen Heiligen," und sie schreibt wirklich auch selbst als wohlerzogener Mensch für die Gesellschaft, wir erinnern uns nicht, in irgendeiner ihrer Dichtungen der Religion als dichterischem Motiv begegnet zu sein, alles Metaphysische liegt ihr fern. Aber gemein mit der Meysenbug ist ihr ein hoher und warmempfundener, sittlicher und ästhetischer Idealismus. „Natur ist Wahrheit, Kunst ist höchste Wahrheit." „Was uns an der sichtbaren Schönheit entzückt, ist ewig die unsichtbare." „Der Staat ist am tiefsten gesunken, dessen Regierung schweigend zuhören muß, wenn die offenkundige Schufterei ihr Sittlichkeit predigt." „Die Güte, die nicht grenzenlos ist, verdient den Namen nicht." „Man muß das Gute thun, damit es in der Welt sei." „Das Recht des Stärkern ist das stärkste Unrecht." Ihr ganz eigentümlich und durchaus im Wesen ihres weltmännischen Charakters ist der Haß, mit dem sie alle Sentimentalität und alle Schwäche in feingeschliffenen Sätzen verfolgt; ihr tapferes, energisches und gesundes Herz spricht sich am sympathischsten dabei aus: „Schwächliche Grämlichkeit, die alle Fünfe gerade sein läßt, ist die Karikatur der Resignation." „Das Mitleid des Schwächlings ist eine Flamme, die nicht wärmt." „Der Schwächling ist immer bereit, sogar seine Tugenden zu verleugnen, wenn dieselben Anstoß erregen sollten." „Wenn du durchaus nur die Wahl hast zwischen einer Unwahrheit und einer Grobheit, dann wähle die Grobheit; wenn jedoch die Wahl getroffen werden muß zwischen einer Unwahrheit und einer Grausamkeit, dann wähle die Unwahrheit." „Der eitle, schwache Mensch sieht in jedem einen Richter, der stolze, starke hat keinen Richter als sich selbst."

Von demselben klaren und kraftvollen Geiste, der in ihren „Aphorismen" lebt, ist nun auch die dichterische Produktion*) der Freifrau von Ebner-Eschenbach erfüllt. Sie ist ein realistischer Mensch, der seiner Phantasie Flüge in eine ideale Ferne, eine überirdische Atmosphäre nicht gestattet. Eine geborne Österreicherin, in Mähren zu Hause, hält sie in allen ihren Geschichten den Charakter der Heimat fest, mag es die gesegnete Flur der Hanna oder das ungemütliche, halbasiatische Galizien oder das liebenswürdige Wien sein; dem Landvolk oder den Personen aus den unteren Ständen verleiht sie gern den Dialekt des Landes. Aus den persönlichen Erfahrungen und Beobachtungen, die sie, die geborne Gräfin und spätere Gattin eines hohen Offiziers, beim

*) Wir haben dabei ihre letzten vier Bücher im Auge: Neue Erzählungen, Berlin, Ebhardt, 1881. Dorf- und Schloßgeschichten, Berlin, Paetel, 1883. Zwei Komtessen, Berlin, Ebhardt, 1885. Neue Dorf- und Schloßgeschichten, Berlin, Paetel, 1886.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Landvolk auf den Gütern des Vaters oder in der galizischen Garnison oder in der adlichen Gesellschaft der Residenz gesammelt hat, bauen sich ihre Erzählungen auf. Und selbst wo sie eine ganz absonderliche Neigung, wie die Leidenschaft alte Uhren zu sammeln, so anmutig und geistvoll wie in „Lotti der Uhrmacherin" schildert, geht sie von eignen Erlebnissen aus, denn es ist diese Sammelwut alter Uhren ihre Privatpassion. Eine mehr kritische als enthusiastische Natur, neigt sie zur Satire, die ihre hohe weibliche Bildung jedoch humoristisch abzuschwächen bereit ist. Vor allem richtet sie ihre Satire gegen den eignen adlichen Stand. Die hohlen Puppen in der weiblichen Aristokratie, die für nichts als für die materiellen Genüsse des Lebens Sinn haben, ohne Herz und ohne Liebe sich demjenigen Manne am ehesten verloben, der die meisten Einkünfte hat, sind ihr ein Greuel, wie die Gräfin in der Erzählung „Ein kleiner Roman" und die kalte Schönheit Thekla in der Novelle „Nach dem Tode." Mit Nachdruck tritt sie gegen die seltsame Vorliebe der jungen adlichen Damen Wiens für Turf und Sport auf, wie in „Komtesse Muschi," und fordert einen gründlicheren Unterricht für dieses von Natur aus begabte und liebenswürdige Geschlecht von Mädchen, als er ihnen durch die unwissenden französischen Gouvernanten vermittelt werden kann, wie in „Komtesse Paula." Auch gegen gewisse literarische Erscheinungen tritt sie zürnend und strafend auf. In „Lotti der Uhrmacherin" schildert sie mit Meisterschaft die Wandlungen eines begabten Dichters, der mit seinem schwachen Charakter endlich dahin kommt, sein Talent in den Dienst des schnödesten Gelderwerbes zu stellen, in welchem es immer mehr verwildert. Und es ist interessant zu lesen, was sie so sehr verurteilt. Von den Romanen dieses Mannes sagt sie: „Da war dem Tier im Menschen jede Regung abgelauscht und mit schamloser Genauigkeit auseinandergesetzt. Da war eine erzwungene, erlogene Sinnlichkeit, aus der die offenbare Ohnmacht mit bleicher Fratze hervorgrinste. Da war die Fülle niederer Wirklichkeit aus dem seichten Strom des gemeinen Lebens geschöpft, da fehlte die höchste Wahrheit, die der Poesie. Da war endlich der Notbehelf, der armselige, einer lahmen Phantasie: das mit photographischer Treue und Verzerrung gezeichnete Porträt; Persönlichkeiten aus dem Schutz des Hauses gerissen und an den Pranger gestellt, zur Augenweide eines Publikums, demjenigen verwandt, das sich zu Hinrichtungen drängt." Auch daraus, was ein Mensch liebt oder haßt, erkennen wir sein Wesen, und diesem Zwecke dient dieses Zitat.

Aber das Sittenbild ist nicht die einzige poetische Gattung, welche Frau von Ebner-Eschenbach pflegt, in zwei, drei Novellen führt sie den Leser auf das politische Gebiet, schildert große nationale Leidenschaften und tragische Verwicklungen. Die Historie als poetisches Element, als Hintergrund sittlicher Konflikte liegt dem Geiste der Aphoristin fern; sie lebt ganz in der Gegenwart und schreibt nur von dem, was sie selbst mit angesehen und beobachtet hat. Gleichwohl hat sie im „Kreisphysikus" und in „Jakob Szela" Bilder aus dem polnischen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aufstande in Galizien (1846 bis 1848) geliefert, die allen Anspruch auf historische Größe erheben dürfen. Sie führt uns ein in die schroffen Gegensätze, welche zwischen dem polnischen Adel und den polnischen Bauern Österreichs bestanden haben und noch immer bestehen. Jener, die sogenannten Schlachzizen, verfolgte mit Fanatismus das utopische Ideal der Wiederherstellung Polens, indes die Bauern zufrieden mit der Ordnung und Ruhe lebten, welche die Regierung ihnen schaffte, und die Adlichen haßten, weil sie den Frieden immerfort gefährdeten. Als es zum Aufstande kam, standen sich nicht Polen und Kaiserliche, sondern Adel und Bauern in blutigen Kämpfen gegenüber, die sich zu grausamen Plünderungen gestalteten, da wandernde Prediger den Kommunismus lehrten und die rohen Instinkte des Landvolkes gegen die Reichen in den Schlössern aufreizten. Einen solchen Emissär schildert uns Frau von Ebner im „Kreisphysikus"; ihr Dembinski ist ein Schwärmer, der all sein Gut den Armen verteilt hat und dem Adel zuruft: Gehet hin und thuet desgleichen! Die Zeiten des Urchristentums will er herstellen und dessen kommunistische Lebensordnung. Es ist bezeichnend für die idealistische Dichterin, daß sie diesen Dembinski nicht ironisch, sondern mit offener Sympathie schildert. Jakob Szela ist ein tragischer Held, dessen Tragödie aus dem Konflikte des galizischen Polen in seinem Doppelverhältnis zur eignen Nationalität und zum österreichischen Staate herauswächst. Zwei Seelen wohnen in seiner Brust: die nationale, welche in ererbter Ehrfurcht vor dem Adel erstirbt, all seinen brutalen Hochmut mit echt slavischer Geduld erträgt, und die reformatorische, die sich an die Spitze der Bauernbewegung zu Gunsten der Regierung stellt. In ihrem neuesten Buche bringt Frau von Ebner mit der Erzählung „Er läßt die Hand küssen" ein österreichisches Gegenstück zu der berühmten Leibeigenentragödie „Mumu" von Iwan Turgenjew; doch wohl ein wenig zu spät und minder wuchtig als der Russe. Der Teilnahme an den schweren nationalen Kämpfen, welche die Deutschen in Österreich eben jetzt zu bestehen haben, entzieht sie sich indes auch nicht. Mit der ganzen Delikatesse ihrer vornehmen humoristisch-ironischen Art spricht sie ihre deutschnationale Gesinnung in den zwei liebenswürdigen Satiren auf den Wiener Adel aus. Die Sportkomtesse Muschi muß wegen ihrer Lektüre der neuesten französischen Sittenromane, über der sie jede deutsche Lektüre verächtlich ablehnt, eine rechte Beschämung erfahren; und in „Komtesse Paula" wird die Ausländerei des alten Grafen, der immerfort sein geliebtes Töchterchen zum speak english anhält, in etwas harmloserer Weise lächerlich gemacht. Bei einer so konservativen Österreicherin, wie die Freifrau es ist, muß diese warme nationale Gesinnung besonders in die Augen fallen.

Endlich wäre noch die Gruppe der ernsten und heitern Charakterbilder zu verzeichnen, welche die Dichterin mit liebevollem Behagen bis ins kleinste Detail ausführt. Ein wehmütiger Humor kennzeichnet diese Stücke. Dahin gehören die kostbaren „Freiherren von Gemperlein." Es sind zwei Brüder, beide alte

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Junggesellen, in allen Überzeugungen einander schnurstracks entgegengesetzt, der eine als Militär, der andre als Philosoph erzogen, jener konservativ, dieser radikal. In einemfort zanken sie miteinander und scheuen durchaus nicht vor Grobheiten zurück; aber die gemeinsame Liebe zu dem ererbten Stammgute, das sie mit hingebender Liebe bewirtschaften, verknüpft sie unlöslich. Daß sie sich in Wahrheit lieben, den Zank nicht mehr missen können und sich unentbehrlich geworden sind, lernen sie im Verlauf der heitern gemeinsamen Liebesgeschichte kennen, die doch keinem zu der ersehnten Hausfrau verhilft. Auch die tragische Hundegeschichte „Krambambuli" gehört hierher: Ein Hund, der im Zwiespalt der Pflichten, der Liebe zu zwei Herren, die sich als Wilddieb und Forstwart feindlich gegenüberstehen, jämmerlich krepirt; natürlich ist trotz der Hundetragödie die Figur des passionirten Hundefreundes, des Jägers, poetisch die Hauptsache. Ein heiteres Gegenstück zu der bedeutsameren Hundegeschichte, die Ferdinand von Saar in seiner besten Novelle, in „Tambi," geliefert hat. Die Gestalt des gutmütigen Poltrons Kamnitzki aus der Erzählung „Nach dem Tode" gehört gleichfalls hierher. Eine ganze Reihe von humoristischen Originalen enthält die neue Dorf- und Schloßgeschichte „Die Unverstandene auf dem Dorfe." Gleich die Mutter der Heldin, die Waschfrau Josefa, die selbst eine trostlose Ehe geführt hat mit einem rohen Trunkenbolde von Gatten, vor Eifer jedoch brennt, ihre Tochter Marie unter die Haube zu bringen, und sie richtig ins Unglück führt, als sie sie dem Prahlhans Walter, dem head-groom des Fürsten im Schlosse, in die Ehe giebt, ist ein humoristisches Original. Und dann der weinerliche Schuft Walter, der hinter Liebkosungen seine Brutalität verbirgt; der alte Kanzleirat, der eine umfangreiche „Darstellung der Rechtsverhältnisse des vormals reichsständischen Hauses Herburg" schreibt und sich was darauf zu Gute thut, „aktenmäßig festzustellen, daß Wilhelm Franz Johann, nicht wie bisher ausgemacht schien, Anno 1483, sondern schon 1481 die allodiale Grafschaft Scheer, Kaiser und Reich zu Lehen auftrug und solches in ein Kunkel-Lehen verwandelte"; die Schulmeisterswitwe Judica, die, eine verschämte Armut, immer in Seide herumgeht und deswegen auf dem kürzlich mit gleißendem schwarzen Wachstuche überzognen Sofa der Wäscherin, das glatt und fest wie das Fell einer Trommel gespannt ist, keinen festen Halt gewinnen kann; und endlich die rätselhaft stolze Schönheit Marie, die Unverstandene selbst, die keinen Mann heiraten will, den sie nicht auch respektiren muß, und dabei so traurige Erlebnisse hat — lauter Originale! Auch die ganz in Wehmut ausklingende Humoreske „Der gute Mond" gehört in diese Gruppe. Das Meisterstück jedoch in der Charakterzeichnung, eine Leistung, die bedeutend ist nach jeder Richtung, im sittlichen Gehalt und in der künstlerischen Ausgestaltung, ist die Gestalt des jüdischen Kreisphysikus Doktor Adolf Rosenzweig in der gleichnamigen Novelle, die wir schon oben genannt haben. Es ist schwer, den Reichtum dieser poetischen Schöpfung in wenig Worten anzudeuten. Mit der tiefsten Einsicht in

das Wesen des jüdischen Nationalcharakters, dessen Licht- und Schattenseiten sie in scharfer Beleuchtung vor Augen führt, mit der Unparteilichkeit des großen Dichters schildert sie die Entwicklung eines ganzen Juden zu einem ganzen Christen in der Gesinnung. Dieser Doktor Rosenzweig hat sich als blutarmer Bursch auf der Krakauer Universität kümmerlich bis zum promovirten Arzt durchgeschlagen und mit dem zähen Familiensinne des Juden die uralte Großmutter, die alle seine Verwandten überlebt hat, in aller Not mit erhalten und gepflegt. Er nimmt eine kümmerliche Landarztstelle an, und mit Zähigkeit erfüllt er die schweren Pflichten seines Berufes, einzig und allein den Gelderwerb vor Augen, und wieder steht diese Leidenschaft im Dienste der Liebe zu der Großmutter, die noch immer lebt und die er liebt mehr als irgend etwas auf der Welt. Hier setzt die Dichterin den Hebel zu seiner höhern ethischen Entwicklung an. Dieser Arzt, der so ganz in seinem Berufe aufgeht, daß er zeitweilig selbst seinen Durst nach Reichtum darüber vergißt, weiß garnicht, wie hoch er in der Achtung jener christlichen Nachbarn gestiegen ist, die er zwar gewissenhaft ärztlich behandelt, sonst aber gründlich in jüdischem Hochmut als „Gojim" verachtet. Und als ihm einmal der Ausdruck jener Achtung zu Teil wird, da bricht gleich sein spezifisch jüdisches Mißtrauen, aber auch versöhnend seine wissenschaftliche Bescheidenheit durch. Zu derselben Zeit tritt jener oben erwähnte polnische Idealist Dembinski mit den schwärmerischen evangelischen Ideen in seinen Gesichtskreis, und der jüdische Arzt, der bisher der herben, nüchternen Moral des Utilitarismus gefolgt ist, macht die Entwicklung zur höhern ethischen Lehre des Christentums, welches die thätige und vorurteilsfreie Liebe zum Nebenmenschen predigt, gleichviel ob er ein „Goj" oder ein Rechtgläubiger ist, in herrlicher Konsequenz durch.

Damit hätten wir den Stoff- und Ideenkreis der Dichtungen des letzten Jahrzehnts von Freifrau von Ebner-Eschenbach flüchtig umschrieben. Dabei ist es für den vornehmen menschlichen Charakter unsrer Aphoristin höchst bezeichnend, daß sie die Tugend der Großmut in sehr vielen ihrer sympathischen Figuren mit Vorliebe betont. Die Uhrmacherin Lotti leistet das äußerste in dieser Beziehung, indem sie sich einem ungetreuen Geliebten, eben dem erwähnten verwilderten Dichter zuliebe von dem einzigen Schatze, den sie besitzt, ihrer Uhrensammlung, trennt. Glaubwürdiger und noch interessanter ist der großmütige Baron Schwarzburg in „Komtesse Paula," der gegen sich selbst Prozeß führt, da es sich nach dem Tode seines Vaters zeigt, daß dieser ihm auf Kosten der Redlichkeit und armer Gläubiger den Besitz seines Erbes vermacht hat.

Und nun noch ein Wort über die künstlerische Art unsrer Dichterin. Wenn man von den Novellen der Frau von Ebner-Eschenbach sprechen hört, so wird man meist das Lob ihrer Form vernehmen. Und in der That weist diese viele Vorzüge auf. Die Sprache ist immer edel und literarisch geschult, und daß die Diktion nie trivial, sondern immer anregend und geistreich ist, versteht sich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von selbst. Mit besonderm Geschick weiß die Dichterin aus dem Ton bestimmter Charaktere zu sprechen, wie im „Guten Mond," in „Komtesse Paula" und in dem virtuosesten Stücke, in „Komtesse Muschi," deren Briefe ganz im Tone der Wiener Sportswelt gehalten sind und nicht genug bewundert werden können. Nimmt man dagegen den Begriff der dichterischen Form in einem tiefern Sinne nach seiten der Komposition z. B., so wird man an der Kunst der Ebner-Eschenbach manche Schwäche entdecken, und das hängt mit ihrer ganzen künstlerischen Individualität zusammen. Auch in dieser Dichterin ist die Bildung bedeutender als die ursprüngliche poetische Natur. Sie ist sehr glücklich in der Beobachtung, aber nicht reich in der Erfindung; darum sind ihre Handlungen, ihre Fabeln nicht immer im vollen Gleichgewicht mit ihren Charakteren; sie ersinnt wohl erst zu diesen Gebilden jene Vorgänge nachträglich hinzu, was zuweilen fühlbar wird. Ihr künstlerisches Interesse ist ganz auf die saubere Zeichnung der Charaktere konzentrirt. Da geschieht es, daß sie entweder für ein kleines interessantes Motiv eine zu breite Form wählt, wie im „Kleinen Roman"; oder daß sie die Einheit des Motivs fallen läßt, wie in „Lotti der Uhrmacherin," oder daß sie die Motive häuft und dadurch die Klarheit der Novelle schädigt, wie in der Erzählung „Nach dem Tode"; oder daß sie, in voller künstlerischer Freude an ihren Figuren, das rechte proportionale Maß innerhalb des Rahmens der Geschichte außer Acht läßt, sodaß das Interesse für eine Nebenfigur das für den Mittelpunkt der Handlung beeinträchtigt, wie in der sonst so bedeutenden Novelle „Der Kreisphysikus," in der die Gestalt des Dembinski mit seinem ganzen, als Episode gemeinten Anhang viel zu weit in die Höhe wächst, als daß er nicht der künstlerischen Grundidee des Ganzen schaden sollte. In den kleinern Erzählungen gelingt es der Dichterin vollkommen, die Gesetze der poetischen Perspektive zu beobachten. Sie hat sogar eine ganz eigne Kunst, Nebenfiguren interessant und klar und doch wieder mit sparsamen Mitteln zu skizziren, wie in den „Zwei Komtessen." Überhaupt ist das kleinere Genre des Sittenbildes das eigentliche Gebiet unsrer geistreichen Dichterin; in dem Humor, der einen wehmütigen Hintergrund hat, ist sie Meisterin. Die große Leidenschaft und Energie zum Tragischen fehlt ihr, wie auch das eigentlich lyrische Element der Stimmung ihr fern liegt.

Und damit wären wir wieder dort angelangt, von wo wir ausgegangen sind, nämlich von der Beobachtung, daß die Literatur der Gegenwart einen Reichtum von Talenten hat, die alle in den Grenzen ihrer Eigenart gewürdigt sein wollen. Frau von Ebner-Eschenbach ist jedenfalls eine der vornehmsten und anziehendsten Individualitäten, welche die Gegenwart aufweist, und der Erfolg ihrer Schriften kann nur dazu beitragen, den Geschmack zu veredeln und wahre Herzensbildung zu verbreiten.

Wien. Moritz Necker.
